



Vom Broadway an die Pleiße: Lynnda Curry beim Tanztraining mit Studenten.

Die Amerikanerin Lynnda Curry lehrt Tanz an der Hochschule für Musik und Theater

„Talent ist nicht immer das Wichtigste“

Lynnda Curry unterrichtet als Professorin für Tanz in den Fachrichtungen Jazz/Populärmusik/Musical an Leipzigs Hochschule für Musik und Theater. Die US-Amerikanerin hatte schon Engagements am Broadway und in vielen Musicals. In Wien etwa gehörte sie zur Originalbesetzung von „Cats“.

Frage: Sie haben in Los Angeles, New York, Hamburg und Wien getanzt oder gelehrt. Was führte Sie nach Leipzig?

Lynnda Curry: Eine Freundin aus Berlin hat mir erzählt, dass hier eine Stelle ausgeschrieben ist, die genau auf mich zugeschnitten war. Ich habe mich von Los Angeles aus beworben und mich dann vorgestellt. Was ich in dieser kurzen Zeit von Leipzig gesehen habe, hat mir einfach gefallen. Auch die Studenten, mit denen ich gearbeitet habe, waren sehr nett.

Wie sieht eine Unterrichtswoche für Ihre Studenten aus?

Wir trainieren jede Woche etwa 13 Stunden. Es beginnt mit Aufwär-

men und Dehnen, im Anschluss werden dann zum Beispiel Drehungen oder auch Sprünge trainiert. An einem Tag in der Woche wird dreieinhalb Stunden durchgepowert. Die Studenten müssen hier wirklich hart arbeiten. Sie studieren ja nicht nur Tanz, sondern auch Gesang und Schauspiel – all das ist wichtig für eine Musicals Ausbildung. Ich entwickle gerade ein Programm, das die Studenten in ihrem Tanz-Studium absolvieren müssen. Dazu gehören auch Begriffe und Schritte des Modernen Tanzes, nicht nur Jazz-Tanz. Die Kontinuität und der Entwicklungsprozess sind beim Tanzen sehr wichtig. Es gibt immer wieder neue Richtungen und Stile.

Sie sagen, Kontinuität ist wichtig. Worauf kommt es beim Tanzen noch an?

Wenn jemand die Entscheidung getroffen hat, Musicaldarsteller zu werden, dann wird er auch merken, wie hart man dafür arbeiten muss. Man muss Opfer bringen und Kompromisse eingehen, darf sich

nicht mit dem Durchschnitt zufriedengeben. Das Potential, über das man verfügt, muss man nutzen. Viele Studenten schätzen ihre Leistungsgrenze zu gering ein, ich sage ihnen: „Deine Grenze liegt viel höher. Du darfst nur nicht warten, bis ich dir sage, was zu tun ist. Du musst hungrig sein, selbst die Initiative ergreifen.“

Wie wichtig ist Talent?

Talent ist nicht immer das Wichtigste. Auch die, die nicht die idealen Voraussetzungen haben, können die Besten werden. Sie müssen zwar hart arbeiten, aber entscheidend ist vor allem der Wille.

Haben Sie Pläne für die ferne Zukunft nach Leipzig?

Meine Zeit bei „Cats“ war schon sehr schön. Es war unglaublich, wie sich diese Musical-Welle dann verbreitete. Aber ich hatte auch Spaß an meiner eigenen Tanzcompany, die ich gegründet hatte. Das würde ich später gerne noch einmal aufgreifen.

Interview: Katrin Gröschel

Campus-Porträt

Für Jörg Knoll war die Uni ein Schock



Professor Jörg Knoll

Dass aus Jörg Knoll einmal ein Professor werden würde, hätte er wohl selbst nicht gedacht. Denn seine berufliche Laufbahn startete der heute 57-Jährige nach dem Abitur mit einer Ausbildung bei der Zeitung „Augsburger Allgemeine“.

Die Arbeit als Journalist war ihm aber nicht genug, so entschloss er sich – eine neue Herausforderung suchend – zu einem Studium. Evangelische Theologie und Soziologie sollten die Fächer sein, die er in Erlangen und später in Bamberg studierte. Über seine ersten Erfahrungen mit der Universität sagt der Diplom-Pädagoge heute: „Nach der Arbeit bei der Zeitung war die Uni für mich der totale Schock. Der Lehrbetrieb hat mich genervt.“

Seiner Ansicht nach wurden die Studierenden zu wenig in die Lehre einbezogen, konnten ihre eigenen Fertigkeiten kaum einbringen. Knoll wollte wissen, wie man es besser machen kann und wählte das Fach Pädagogik. Aber auch das „enttäuschte eher“. Obwohl sein damaliger Professor ihn ermutigte, seine Ideen zur Verbesserung der Lehre umzusetzen, schaffte erst sein Interesse für die Erwachsenenbildung Abhilfe. Durch Arbeitsgemeinschaften und Praktika gewann er hier wertvolle Einsichten für seine spätere Arbeit. Mit freundlicher, warmer Stimme erzählt Jörg Knoll von seinem Arbeitsplatz in der Evangelischen Akademie im bayrischen Tutzing. Hier war er als pädagogischer Leiter tätig.

Nach 14 Jahren wechselte er 1993 nach Leipzig – ausgerechnet als Professor an einer Uni. „Ich hatte das Gefühl, dass ich es jetzt kann. Als Professor will ich meine Erfahrungen aus der Praxis weitergeben“, begründet Knoll seine Entscheidung. Mit voller Überzeugung tritt er seither für eine praxisnahe Gestaltung der Lehrpläne ein. „Wenn die Studenten sich einbringen können, spielt die investierte Zeit und der Aufwand keine Rolle mehr.“

In diesem Semester verlieh ihm der Förderverein der Uni den „Preis für Lehre“, seinen Einsatz für die Einführung eines „Qualitätsmanagements“ an seinem Lehrstuhl würdigend. Wortreich erklärt er den Begriff: „Es ist der Versuch, die Lehre so zu gestalten, dass die Studenten sich entfalten können.“ Knoll meint, es herrsche oft die falsche Vorstellung, dies sei etwas Neues, eine Mode. Neu ist an der Idee von der praxisorientierten Gestaltung der Lehre unter Einbeziehung der Lernenden nichts. Doch Knoll ist der Erste, der diesen Anspruch nach einer europäischen Norm an seinem Institut durchgesetzt hat.

Professoren, Studenten, Absolventen und Mitarbeiter tauschen regelmäßig ihre Erfahrungen aus. Mit der gleichen Regelmäßigkeit werden diese am Institut ausgewertet. Die Ergebnisse dienen der Erneuerung der Lehrpläne.

„Wichtig für das Gelingen dieser Strategie ist, dass die Frage nach der Verbesserung der Lehre zu einer alltäglichen Gewohnheit wird“, erläutert Knoll seine Grundidee. Davon können aber seit April 1999 auch andere Fakultäten profitieren: Eine „Qualitätsmanagementagentur“ bietet interessierten Professoren Rat und Anleitung in Sachen Qualitätssicherung. Sogar seinen Geldpreis will Knoll der Sache zugute kommen lassen. Er wird damit die nächste Klausurtagung der Mitarbeiter finanzieren. Für eine bessere Lehre.

Annegret Bernhardt

Campus-Meinung

Wann kommt die sechste Reform?

Von SANDRA WIRSCHING

Es ist paradox. Die Hochschulen jagen von einer Haushaltssperre zur nächsten und wissen kaum noch, wo sie den Rotstift ansetzen sollen. Dann entwickelt der Bund auch noch ein neues Hochschulrahmengesetz mit dem Ziel, das Gros des wissenschaftlichen Mittelbaus fest anzustellen. Hehre Träume. Aber wer soll das bezahlen? Denn bisher galt: Wer gut forscht, der bekommt auch Fördergelder. Eine Regelung wie die Zwölf-Jahres-Befristung tat gar nicht Not, wie Leipzigs Wissenschaftler bestätigen. Sie schadet eher, als dass sie nützt.



Denn erstens wird sie gute Leute ins Ausland oder in die Wirtschaft treiben, weil sie keine Perspektive an deutschen Hochschulen sehen. Zweitens sind einige Fachgebiete wegen ihrer hochspezialisierten Geräte auf langfristige Mitarbeiter angewiesen, die sie aus eigenen Mitteln kaum bezahlen können. Drittens wird Personalchefs ein immenser Verwaltungsaufwand aufgebürdet, weil jeder Einzelfall geprüft werden muss. Zusammen mit der De-facto-Abschaffung der Habilitation wird vor allem die Forschung die Leidtragende sein. Der fünften Novelle des Rahmengesetzes fehlt also zweierlei: Ausgewogenheit und Realitätsinn.

Kein Wunder, dass noch vor der endgültigen Einführung der neuen Regeln deren Langlebigkeit allseits bezweifelt wird. Warum also nicht gleich die sechste Novelle?

Studentenfutter

Spanischer Film

Im Rahmen des Filmzyklus in spanischer Sprache zeigt der Verein Deutsch-Spanische Freundschaft, mitgegründet von der Studentin Marisa Sánchez, das Werk „Abre los ojos“ von Alejandro Amenabar mit englischen Untertiteln. Los geht's am 8. Februar um 20 Uhr im Haus Steinstraße.

Strünings Kunst

In der Galerie im Hörsaalgebäude sind bis zum 2. März Gemälde und Arbeiten auf Papier von Heinz Eberhard Strüning zu sehen. Die Kustodie lädt alle Kunstinteressierten ein, die Ausstellung des Malers und Schriftstellers zu besuchen. Strüning lebte und arbeitete ab 1927 in Leipzig. Als er 1986 verstarb, ging ein Großteil seines Nachlasses in den Besitz der Kunstsammlung der Alma Mater über.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Siegfried Schmidt betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Katharina Beckmann und Annegret Bernhardt. Campus ist erreichbar unter der Telefonnummer 973 57 44 und unter der Faxnummer 9 73 57 46.

Umstritten: Juniorprofessoren sollen die Hörsäle erobern

Novelle des Hochschulrahmengesetzes schreckt Wissenschaftler auf / Berufliche Zukunft für viele ungewiss

Von SANDRA WIRSCHING und HELGE BUTTKEREIT

Nikolaos Psarros wurde promoviert und hat sich habilitiert. Aber wenn er seinen Kindern seinen Beruf erklären will, ist er ratlos. „Ich bin nicht arbeitslos, habe aber auch keine richtige Anstellung“, sagt der 42-jährige Philosoph und Chemiker, der im Uni-Jargon den Titel Privatdozent trägt. Das heißt, er hat die Qualifikation zum Professor, nur ist gerade keine Stelle frei. Deshalb muss sich Psarros seinen Platz an der Alma Mater anderweitig sichern. Momentan wird er durch ein Stipendium gefördert, das aussichtsreichen Wissenschaftlern die Zeit bis zur Professur überbrücken helfen soll.

Habilitierte wie Psarros gibt es viele an den messestädtischen Akademikerschmieden. Mit der jüngsten Reform des Hochschulrahmengesetzes (HRG), die demnächst in Kraft tritt, wird es für sie Veränderungen geben. Stichwort Juniorprofessor. Künftig werden Wissenschaftler wie Psarros mit Promovierten um die wenigen Professoren-Posten kämpfen. Denn jungen Doktoren soll der Einstieg in eine Hochschulkarriere erleichtert werden – mit eigenverantwortlicher Lehre und Forschung. Nach sechs Jahren kann solch ein Juniorprofessor dann zum „echten“ Professor berufen werden. Die Habilitation ist damit de facto abgeschafft, nur bis 2010 soll sie noch übergangsweise berücksichtigt werden.

Ob das Konzept in der Realität bestehen wird, ist unklar. Diskutiert wird jedoch schon jetzt. Habilitierte Wissenschaftler haben dann noch weniger Chancen auf eine Professorenstelle. Helmut Papp, Uni-Prärektor für Forschung, macht auf eine weitere Gefahr aufmerksam: „Es bleibt zu wenig Zeit zum Forschen, denn neben der Lehre soll der Juniorprofessor in der Selbstverwaltung mitwirken und Prüfungen und Doktoranden betreuen.“ Andererseits bestehe die Chance, die Lehre stärker zu gewichten und durch die Zwischenbewertung nach drei Jahren die Mitsprache der Studenten zu stärken, meint der hochschulpolitische Sprecher des Studentenrates Markus Lorenz.

Und was sagen die potentiellen Kandidaten? Die derzeitige Doktorengeneration ist skeptisch. „Für mich wäre es nur mit der Aussicht interessant, auf lange Sicht übernommen zu werden“, sagt der 26-jährige Christian

Fleischhack, Doktor der Naturwissenschaften. Die Aufgabe sei eine Herausforderung, aber die Zwischenbewertung sei zu früh angesetzt, befürchtet er.

Wann das Bundesgesetz in sächsisches Landesrecht umgesetzt ist, kann das Wissenschaftsministerium in Dresden noch nicht sagen. Die Länder haben dafür maximal drei Jahre Zeit. Ein erster Antrag der Leipziger Uni auf Förderung von sechs Junior-Stellen hat der Bund bereits abgelehnt. Der will zwar jede Professur mit 76 600 Euro bezuschussen, aber zehn Stellen sollten es schon sein. Mehr als sechs sind aber nicht drin, sagt Uni-Kanzler Peter Gutjahr-Löser.

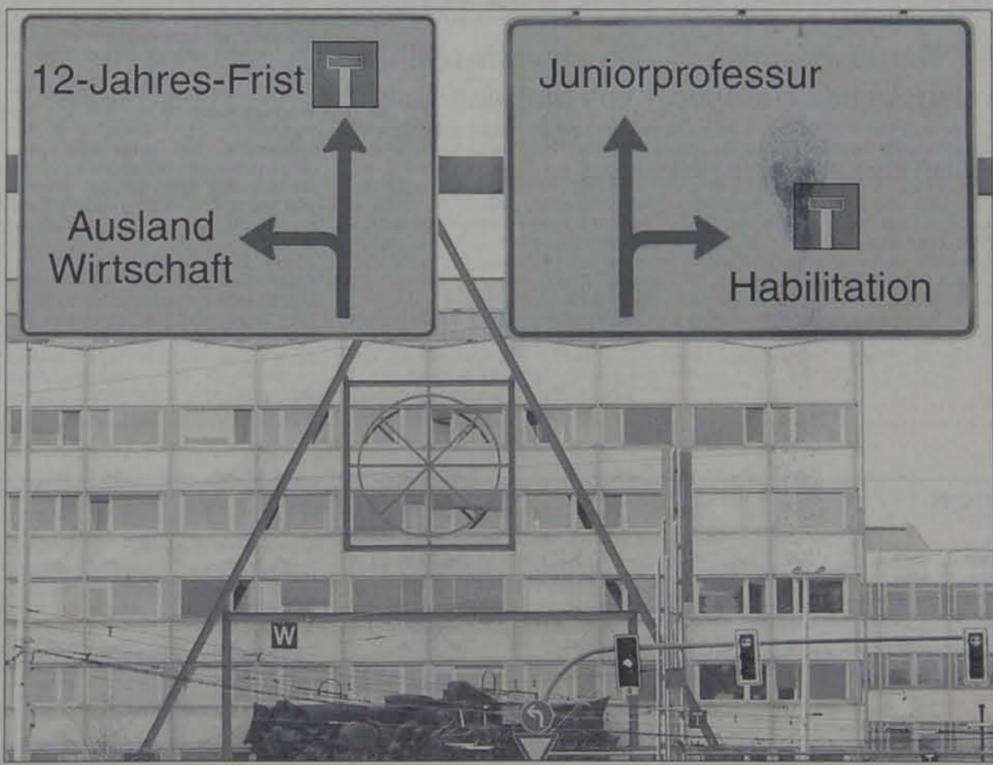
Möglicherweise kann die Alma Mater aber durch eine Besonderheit punkten: Das Leipziger Institut für Troposphärenforschung (ITF) will gemeinsam mit der Fakultät für Physik

und Geowissenschaften eine Juniorprofessur besetzen. ITF-Direktor und Uni-Professor Jost Heintzenberg hofft, einen seiner Wissenschaftler mit der Stelle aus Großbritannien zurückzuzocken. Das neu gefasste HRG bereitet ihm aber eine andere Sorge: Die neue Grenze von maximal zwölf Jahren für befristete Arbeitsverhältnisse von Wissenschaftlern könnte sein Institut nahezu lahmlegen. „Wenn das Arbeitskonto eines Wissenschaftlers voll ist, muss ich ihn nach dem normalen Arbeitsrecht einstellen oder entlassen“, erklärt Heintzenberg. Da letzteres niemand will, muss bald für jeden Vertrag ein stichhaltiger Grund zur Weiteranstellung vorliegen, um notfalls vor dem Arbeitsgericht bestehen zu können. Sonst könnte eine Klage auf Festanstellung nach geltendem Arbeitsrecht folgen. Das Risiko will niemand eingehen. Weder Heintzenberg, der für sein

ITF auf eine Sonderregelung hofft, noch Uni-Kanzler Gutjahr-Löser.

Viele der betroffenen Wissenschaftler werden sich in den nächsten Jahren anderweitig umsehen müssen. Denn auf Festanstellung kann in Zeiten knapper Kassen niemand hoffen. Eine der fünf Betroffenen am ITF ist Ulla Wandinger, anerkannte Klimaschwermetallexperte. Ihr bleibe langfristig nichts anderes übrig, als ins Ausland zu gehen, erklärt die 35-Jährige. „Das kommt einem Berufsverbot gleich.“

Ganz so weit geht Nikolaos Psarros nicht. Aber auch er verbindet mit der Juniorprofessur und der 12-Jahres-Regelung für sich nichts Gutes. Wenn sein Stipendium in zwei Jahren ausläuft, wird er sich wohl ein neues Forschungsprojekt suchen. Seinen Kindern wird er wohl auch dann noch nicht seinen Beruf erklären können. Lesen Sie dazu auch die Campus-Meinung



Die Novelle des Hochschulrahmengesetzes kann viele Wissenschaftler in die Sackgasse führen. Fotos/Montage: Jan Woitas

Volkshochschulheim – eine alte Idee wird in Leipzig neu belebt

Ausländische Kommilitonen und deutsche Jugendliche sollen Lerngemeinschaft bilden / Quartier für das Projekt ist in Aussicht, Möbelsponsoren gesucht

Es ist zehn Uhr abends: Frieda sitzt auf ihrem Bett in dem großen Schlafsaal, ein Buch in der Hand. Die Siebzehnjährige ist so sehr in ihre Lektüre vertieft, dass sie die anderen Mädchen, die leise miteinander sprechen, gar nicht wahrnimmt. Den Tag über arbeitet sie in einer Buchhandlung. Von ihrem Lohn gibt sie 80 Prozent ab und bekommt dafür einen Schlafplatz, regelmäßige Mahlzeiten und jede Menge Bildung.

So schilderte Frieda Rohland 1997 ihr Leben in einem Leipziger Volkshochschulheim der zwanziger Jahre. In diesen Einrichtungen wohnten vor fast acht Jahrzehnten sechs bis 18 junge Arbeiter mit ihren Lehrern rund zwölf Monate zusammen. Tagsüber arbeiteten sie etwa als Maler, Schweißer oder Verkäufer. Abends ruhten sie nicht aus,

sondern erhielten Unterricht. Um ihre Allgemeinbildung zu verbessern, hörten sie Vorträge über Kunst, sprachen über Politik oder wurden an die Literatur herangeführt. Was sich heute kaum jemand vorstellen kann: Die jungen Erwachsenen arbeiteten nicht auf einen Abschluss hin. Ihr einziges Motiv war Spaß am Wissenserwerb. Damals lernten die Kinder in der Schule meist nur Lesen, Schreiben und Rechnen. Vielen reichte das nicht.

Hier setzte die freie Volksbildung der zwanziger Jahre an. Intensive Bildungsarbeit war das Ziel des Volksbildungsamtes, das 1919 in Leipzig gegründet worden war und sich besonders um die Bildung der Arbeiterschaft bemühte. Eine tragende Rolle spielte der erste Leiter des Amtes, Hermann

Heller, der auch Direktor der Leipziger Volkshochschule wurde. Er entwickelte mit seinen Mitarbeitern das Modell der Volkshochschulheime. Ihre Idee: die junge Demokratie mit Hilfe der Arbeiterbildung zu stärken und soziale Unterschiede abzubauen. Das Konzept wurde in ganz Deutschland als „Leipziger Richtung“ bekannt.

Lernen und geselliges Beisammensein war damals ein wichtiger Teil der Bildungsphilosophie Hellers – und soll es heute wieder werden. Arne Meisel, Mitarbeiter am Lehrstuhl für Erwachsenenpädagogik der Uni, plant derzeit zusammen mit der Volkshochschule ein ungewöhnliches Seminar für kommende Semester. Sein Ziel: Studenten sollen ein neues Volkshochschulheim in Leipzig ins Leben rufen. „Wir wollen nicht

schwer sein. Doch wie man an interessierte junge Leute herankommen will, die eine Lehre gemacht haben und arbeiten, weiß Meisel noch nicht. Das Konzept der alten „Leipziger Schule“ war es ja gerade, Arbeiterkinder weiterzubilden.

Genau da liegt heute das Problem. Gibt es noch Menschen, die bereit sind, Geld und Freizeit zu opfern, um auf diese Weise nach der Arbeit zu büffeln und Vorträge zu hören? Wie Frieda Rohland zu sechst in einem Schlafsaal zu wohnen, dürfte heute keiner mehr wollen. Das Ziel für das ehrgeizige Projekt ist aber klar definiert: „Wir wollen mit der alten Idee ein neues Heim konzipieren, das lebensfähig ist. 2003 sollen die ersten Teilnehmer einziehen.“ K. Beckmann, A. Bernhardt

schwer sein. Doch wie man an interessierte junge Leute herankommen will, die eine Lehre gemacht haben und arbeiten, weiß Meisel noch nicht. Das Konzept der alten „Leipziger Schule“ war es ja gerade, Arbeiterkinder weiterzubilden.